

RELIGION

Gastarbeiter des Herrn

Aus Mangel an Priestern beschäftigt die katholische Kirche zunehmend ausländische Geistliche wie Benjamine Gaspar: Er stammt aus Indien und predigt nun in Westfalen.

Als Benjamine Gaspar zum ersten Mal in seinem Leben den Namen dieses Bistums hörte, „Münster“, kniete er sich zum Gebet nieder. Dann stand er auf, setzte sich vor seinen Computer und schaute bei Wikipedia nach: in Deutschland also, 300 000 Einwohner, Bischofssitz, Fahrradstadt.

So erzählte es Benjamine Gaspar, 32 Jahre alt, Inder und Katholik. Er lebte damals in Chennai im Süden des Landes, trug Jeans, ein weißes Poloshirt und Sandalen, und wenn er über dieses fremde Deutschland sprach, dann klang das neugierig und abenteuerlustig und frei von Sorgen. „Gott hat einen Plan“, sagte Father Benjamine, wie ihn seine Gemeinde nannte, „er weiß, wohin er uns schickt.“ Heute ist er im Bistum Münster tätig, in Bocholt, in der Liebfrauengemeinde.

Die Zeiten, als deutsche Missionare in die weite Welt zogen, sind lange vorbei. Der katholischen Kirche in Deutschland mangelt es an Priesternachwuchs. Mittlerweile stammen fast zehn Prozent der katholischen Priester aus dem Ausland, rund 1300 Geistliche, viele davon aus Indien. Der SPIEGEL hat Benjamine Gaspar in seinem Heimatland und in Deutschland getroffen.

Chennai, Indien, im Mai 2012

Benjamine Gaspars Blick gleitet über den Indischen Ozean, der Horizont ist in der Mittagshitze nur ein flimmerndes Band. Vor ihm liegt eine weite Reise.

Gaspar gehört der Gemeinschaft „Missionary Society of Heralds of Good News“ an, deren Mitglieder in Gotteshäusern weltweit predigen. Die Verpflichtung als Priester ist für den jungen Mann auch eine Chance, die Welt zu sehen. „Meine Familie ist seit zehn Generationen christlich“, erzählt Gaspar. Vielleicht seien seine Vorfahren durch europäische Missionare zum christlichen Glauben gekommen. „Dass ich Priester werden konnte und jetzt nach Deutschland gehe, ist wie ein Traum, der wahr wurde.“

Wo er eingesetzt wird, entscheidet nicht der junge Seelsorger, sondern der Apparat der Kirche. Sprachkenntnisse spielen keine Rolle. „Wo auch immer wir hingeschickt werden, geben wir unser Bestes“, sagt Gaspar. Gott kenne keine Grenzen.

Die deutschen Behörden allerdings schon. Für sein Visum muss Father Benjamine Deutschkenntnisse nachweisen. Deshalb kämpft er sich jeden Morgen mit seinem Motorrad durch das Getümmel. Rund 20 Kilometer sind es vom Priesterseminar bis zum Goethe-Institut, vorbei an Slums und kolonialen Prachtpalästen.

Das Institut ist ein moderner Bau aus Glas und Beton, von der Dachterrasse sieht man das aufgewühlte Meer. Sechs Stunden pro Tag hadert Benjamine Gaspar mit der deutschen Aussprache und der Satzstellung, oft lernt er nach der

Priester Gaspar in Bocholt

Abendandacht noch Vokabeln. In spätestens drei Monaten soll der junge Priester so weit sein, dass er sich im deutschen Alltag gut verständigen kann.

Der Lehrer Jerome Rajan nennt seinen Kurs nur „meine heilige Klasse“. Der Priestermangel in Deutschland sorgt mehr als zehntausend Kilometer entfernt für ausgebuchte Deutschkurse, mitunter ist die Hälfte aller Plätze in dem Klassenzimmer mit diesen meist schüchternen, ernstesten, eifrigen Männern besetzt.

Sie sprechen zwar fließend Englisch, sie haben ein Abitur abgelegt und die Ausbildung in den Priesterseminaren absolviert. „Aber viele stammen aus einfachen Verhältnissen“, erklärt der Lehrer, „und nicht alle sind so sprachbegabt wie Benjamine.“ Für sie sei es hart, die gesteckten Ziele zu erreichen und weder ihren Orden noch ihre Familie zu enttäuschen.

Ob ihn der Deutschkurs wirklich auf den Alltag als Pfarrer in Deutschland vorbereite? Manchmal ist Benjamine Gaspar skeptisch. „Schnäppchenjagd“ lautet das Kapitel in seinem Deutschbuch an diesem Tag: „Ich habe vor zwei Tagen eine neue Kuckucksuhr bei Ihnen gekauft. Die möchte ich reklamieren.“ Gaspar blättert erst einmal weiter.

Viel Zeit zum Üben bleibt ihm nicht. Vor allem am Wochenende hat er einen straffen Zeitplan. Achtmal wird in manchen Gemeinden am Sonntag die heilige Messe gefeiert – bis zu vier Gottesdienste pro Priester pro Tag. Im Sommer, bei 45 Grad Celsius im Schatten, sind vor allem die Messen in den frühen Morgenstunden, um fünf oder sechs Uhr, gut besucht.

Zwischen 500 und 600 Menschen nehmen dann auf den einfachen weißen Plastikstühlen Platz. Wird die Messe auf Tamil, der Landessprache, gelesen, sind es manchmal bis zu 2000. Die meisten Besucher sind junge Frauen, in leuchtend kobaltblaue oder pinkfarbene Saris gewickelt, viele halten ein Baby auf dem Arm. Manche Männer tragen einen Dhoti, das traditionelle Beinkleid aus Baumwolle, das an einen Wickelrock erinnert.

Christen bilden in Indien nur eine Minderheit, rund 2,3 Prozent der Bevölkerung, aber in einem der bevölkerungsreichsten Länder der Erde sind das rund 28 Millionen Menschen. In Südindien leben besonders viele Christen, ihre Tradition geht auf die sogenannten Thomas-Christen zurück. Der Apostel Thomas soll Indien im Jahr 54 erreicht haben, die indische christliche Kirche ist somit älter als die europäische.

Die Christen in Chennai singen laut und kräftig, in der Luft hängt der Geruch von Weihrauch und reifen Mangos, der Gottesdienst findet unter freiem Himmel statt: Rasen statt Marmor, Flutlicht statt Kerzenschein. Der Ablauf unterscheidet sich kaum von einer Messe in Deutschland, die Liturgie der katholischen Kirche

ist überall gleich. Benjamine Gaspar breitet die Arme aus und segnet die Kinder.

„Ich bin gespannt auf die Gottesdienste in Deutschland“, sagt Gaspar. Er hat gehört, dass dort immer weniger Leute in die Kirche gehen. Aber warum, das kann er sich nicht erklären. Verlieren die Deutschen ihren Glauben? Oder nur den Glauben an die Kirche? „Auf jeden Fall will ich mithelfen, dass sich das ändert.“

Bocholt, Westfalen, im Herbst 2013

„Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Benjamine Gaspar bekreuzigt sich und blickt am Ende des Gottesdiensts auf seine Gemeinde. Er faltet die Hände locker vor der Brust, hinter ihm erhebt sich der wuchtige barocke Altar. Er betont jedes Wort: „Ich. Wünsche. Ihnen. Allen. Noch. Einen. Schönen. Tag.“ Dann lächelt er.

„Er strengt sich wirklich an.“ Die Dame mit den weißen Pudellöckchen ist 84 Jahre alt. Den neuen Pfarrer aus Indien fand sie „auf den ersten Blick sympathisch, der junge Mann hat sich gut angepasst“. Der Inder sei ein Fleißiger, der die Messe



„ganz besonders andächtig“ lese, das gefalle ihr; anders als der Afrikaner, der zuvor einige Monate in einer Nachbargemeinde war und unverstanden blieb.

Benjamine Gaspar strahlt, wenn man ihm von diesem Gespräch erzählt. Es sei nicht immer leicht, die älteren Menschen in der Gemeinde zu überzeugen, „aber das ist mein wichtigstes Ziel“. Sie sind seine wichtigste Kundschaft. In Gaspars Gottesdienst an einem Dienstagmorgen sitzen knapp 70 Besucher: fast ausschließlich Frauen, alle über 60 Jahre alt, die vorherrschenden Farben ihrer Sommerfunktionsjacken sind Braun und Beige. Ihre dünnen Stimmen verhallen schnell in dem steinernen Kirchenschiff.

Die Liebfrauentgemeinde wurde vor einigen Jahren mit vier Gemeinden aus dem Umland fusioniert, eine fünfte Pfarrei wird 2016 hinzukommen. Jetzt kümmert sich ein Team aus sieben Seelsorgern um fast 16 000 Katholiken. „Wir brauchten dringend Unterstützung“, sagt der 70-jährige Pfarrer Matthias Conrad. „Benjamine Gaspar ist ein Glücksfall für uns.“ Natur-

lich sei es früher undenkbar gewesen, dass Priesternachwuchs aus Übersee nach Deutschland gelockt werden müsse. Aber die Zeiten änderten sich eben.

Motivierte junge Männer wie Benjamine Gaspar seien „eine große Chance für die Kirche in Deutschland“, sie brächten frischen Wind in die Gemeinden. „Das ist doch der Vorteil einer Weltkirche wie der katholischen, dass man von anderen Kulturen lernen kann.“ Conrad sieht die Kirche „als eine breite Straße mit zwei Fahrbahnen, viel zu lange war das nur eine Einbahnstraße von Europa in die Welt“.

Benjamine Gaspar gibt sich keinen Illusionen hin. „Beide Seiten dürfen einfach keine Wunder erwarten“, sagt er, Vertrauen brauche Zeit. Sein Visum gilt zunächst für fünf Jahre. Er will niemanden überumpeln. Vor ein paar Tagen war er bei einer Familie zum Mittagessen eingeladen, das sei eine tolle Chance zum Austausch gewesen, die er gern öfter ergreifen würde. „Ich erlebe zwar mitunter Skepsis, aber auch viel Dankbarkeit und Respekt.“

Bei seiner Einführung hatte er sich an die Gemeinde gewandt: „Ich brauche Ihre Hilfe, Unterstützung, Zusammenarbeit und vor allem Gottes Geist, um hier als Priester zu leben und arbeiten zu können“, las er vor, noch etwas stockend, auch wenn er die Sätze zu Hause vor dem Spiegel geübt hatte.

Inzwischen hält er allein die Morgenmesse, ein Mitglied der Gemeinde korrigiert seine Predigttexte. Bald soll er die ersten Beerdigungen abhalten. „Ich muss noch viel lernen, aber ich fühle mich sehr wohl in dieser Pfarrei, diese Menschen sind für mich schon fast wie eine Familie“, sagt Gaspar.

Seine Bilanz nach den ersten Wochen: „Anders als in meiner Heimat scheinen die jungen Leute hier nicht viele Sorgen zu plagen – oder zumindest kommen sie damit nicht zu uns in die Kirche.“ Erst wenn es um die existentiellen Dinge im Leben gehe, suchten die Deutschen Trost bei einem Geistlichen. „Sie kommen zum Weinen, aber selten zum Lachen.“

In Indien hatte er am Nachmittag oft spontan Gemeindemitglieder zu Hause besucht: um nachzufragen, wie es den Kindern geht oder der kranken Schwiegermutter. In Bocholt lernte er schnell, dass auch ein Pfarrer sich an Regeln halten muss. „Ich wusste ja, dass die Deutschen pünktlich sind, aber jetzt weiß ich auch, dass man sich immer vorher anmelden muss“, sagt Gaspar schmunzelnd.

An vielen Abenden radelt er durch Bocholt und die Umgebung. Das Fahrrad war ein Willkommensgeschenk. Das Team der Pfarrei überreichte es ihm im Gottesdienst, der Priester erzählt gerührt von diesem Moment. Er musste an den Wikipedia-Eintrag denken, den er in Chennai gelesen hatte, und dieses seltsame Wort: Fahrradstadt. SIMONE SALTEN